

Das erste, was Motley in Deutschland ärgert, ist der faule Postillon. „Diese Geschöpfe sind sicherlich die phlegmatischsten Menschenkinder, die existiren“, schreibt er seiner Mutter. „Ich entfinne mich besonders eines Burschen, der mich aus Celle fuhr und sofort entschlossen schien, den ganzen Weg nebenher zu gehen. Er that das auch eine Weile, dann fragte ich ihn, ob er nicht schneller fahren könne. „Oh ja,“ sagte er, und setzte das alte Tempo fort. Ich wurde zornig, schimpfte in meinem gebrochenen Deutsch, aber er hatte für mein Lästern nur ein taubes Ohr, und anstatt seine Gangart zu beschleunigen, legte er seine Peitsche auf das Dach der Kutsche, griff nach seinem Horn und tröstete sich mit dem Einüben der Overture zu „Tancred“. Schließlich verfiel ich auf ein in allen Sprachen sehr zugkräftiges Mittel; ich nahm einen Reichsthaler und sagte zu ihm: „Schwager*“, (das ist ein Schmeichelwort für jeden Postillon, wenn Du es nicht eiliger machst, bekommst Du kein Trintgeld!“ Dieser Appell wirkte und er spornte seine Gänse zu einem Trabe an.

„Göttingen selbst ist eine ziemlich unschöne Stadt; und die Umgebung ist auch nicht interessant. Es ist jedoch das Harzgebirge, das Eldorado des Aberglaubens, in Sicht; außerdem liegen einige kleinere Hügel dabei.

„Hier in Göttingen giebt es nichts, woran man merken könnte, daß es eine Universität ist, ausgenommen die Bibliothek und die Studenten, die man in den Straßen trifft. Specielle Universitätsgebäude giebt es nicht, wie bei uns; jeder Professor docirt in seinem eigenen Hause, während die Studenten bei den „Philisters“ wohnen.“

Dem jungen Yankee kam leichtbegreiflich vieles in der kleinen deutschen Universitätsstadt recht fremdartig späßig und komisch vor, — am komischsten die Professoren. Die Immatriculation und das College weckten satirische Aebem in ihm. „Ich wurde vor den Senat der Universität citirt, und schrieb dann meinen Namen, meine Heimath zc. zc. in ein großes Buch. Hierauf gab ich dem dienstthuenden Senatsmitglied drei Reichsthaler für seine Bemühungen und steckte einen weiteren Reichsthaler in die Armenbüchse. Noch ganz genau so auch heute; die Armenbüchse, vielleicht gar noch dasselbe Exemplar, wie vor 80 Jahren, steht jetzt noch neben dem „großen Buch.“ Ich unterschrieb dann eine Liste mit allerlei Angelobungen (— die wahrscheinlich von keinem Studenten gehalten werden und die sich deshalb als eine sehr ungehörige Forderung erweisen —), von denen die hauptsächlichsten sind, den Geseßen in toto zu gehören, keiner Landsmannschaft beizutreten, kein Bier zu trinken, keine Duelle auszufechten zc. zc. Am nächsten Tage spazierte ich zum Prorector, Herrn Hofrath Goeschel, der mir Matrikel und Legitimationskarte aushändigte, dazu bemerkte, daß die Universitätsvorschriften bindende Kraft besäßen, mir die Hand schüttelte und mir kundthat: ich sei jetzt ein Mitglied der Universität. Am folgenden Tage wurde ich Herrn Professor Hugo vorgestellt, einst ein berühmter Advocat, aber jetzt nur noch „ein vornehmer Brack in vollendet verfallenem Zustande“. Seine Vorlesungen sind langweilig und uninteressant, und alle seine Titel als Hofrath, Quersenritter, Professor zc. locken nicht mehr als 3 oder 4 Studenten in seine Vorlesungen. Nichts desto weniger aber hält er dieselben ab. Seine größte Sonderheit seine unbegrenzte Vorliebe für Thermometer; 4 bis 5 dieser Artikel hängen in jedem Zimmer seines Hauses; und je 2 Stück rechts und links von ihm in seinem Vorlesungszimmer. Die Fenster gegenüber seinem Pulke werden geöffnet und geschlossen mittels einer Schnur, die durch das ganze Zimmer läuft und über seinem Haupte befestigt ist; auf diese Weise regulirt er nach jedem Satze seines Vortrags die Zimmertemperatur.“

* In „Morton's Hope“ findet sich bei der Beschreibung der Ankunft in Göttingen folgender Satz: „Wir bezahlten unserm Schwager, wie der Postillon in Deutschland immer heißt, ein ordentliches Trintgeld und bestellten Effen.“

Vom deutschen Professor kommt er auf den deutschen Studenten. Das ist nun für ihn ein Gebiet, daß er schier nicht erschöpfen zu können glaubt. „Die deutschen Studenten sind eine originelle und besondere Menschenrasse, die mit nichts zu vergleichen ist.“ Er schildert seiner Mutter deren bizarres Aeußere, ihre Kleidung, ihre Gebräuche. Und zwar lauter Gebräuche, die wir in der Novelle „Morton's Hope“ wiederfinden. So schreibt er z. B. seiner Mutter: Den Zeigefinger der linken Hand ziert immer ein enormer Siegelring (oft nur von Messing). Und in der Novelle heißt es: Da der (Nabenmark) ein „von“ vor seinen Namen hinsetzen konnte, so trug er einen ungeheuren Siegelring mit seinem Wappen am Zeigefinger. — Ein anderes Beispiel: Motley schreibt an seine Mutter: „Es giebt keinen Studenten hier ohne Schnurrbart. Eine lange Pfeife im Munde, eine Mappe unter'm Arm, einen Stock in der Hand, eine oder zwei Bulldoggen hinter ihm her — das ist ein vollendetes Bild, nicht im Geringsten übertrieben, von einem deutschen Studenten.“ Und in der Novelle heißt es, nachdem die „Streberstudenten“ oder „Kameele“, die jeden Zusammenstoß ängstlich vermeiden, beschrieben worden sind: „Anderer hingegen bummelten die Straßen entlang, wichen vor Niemandem aus, trugen Knüttel in der Hand und führten Bulldoggen an der Leine. Sie trugen hochfeine Mützen, polnische Röcke mit Schnüren und Quasten, rauchten aus langen Pfeifen und hatten mächtige Sporen und Schnurrbärte. Das waren „Renommisten“, für Händel immer zu haben.

Seiner Mutter berichtet er über das Schmollstrinken: „Sie trinken zhsammen ein Glas Wein, umschlingen sich, küssen sich . . .“ Und in der Novelle schmollirt Nabenmark mit Graf Krämpf: „Jeder füllte sein Glas, leerte es, umschlang den Anderen und küßte ihn mit einem so herzlichen Schmaß, daß der Keller widerhallte.“

Eines aber imponirt Motley ganz besonders, und das ist das Pfeifenrauchen. Er findet derartigen Gebräuchen an, daß er selbst diese Beschäftigung aufnimmt und den ganzen Tag sich dem „Wolkenbilden“ ergiebt. „Das bevorzugteste Mobilartstück in einer deutschen Studentenwohnung ist die Pfeife. An die 20 oder 30 Stück verschiedener Art und Gattung hängen da gewöhnlich im Zimmer herum, Pfeifen aus Porcellan, Meer Schaum und Stein, alles geziert mit Quasten, welche die Farben der Landsmannschaft zeigen, zu der der Eigenthümer gehört. Und Du hast gar keine Ahnung, wie schön manche dieser Pfeifen bemalt sind mit Landschaften, Porträts (wundervolle Miniaturen findet man darauf), und Wappenschildern.“ Jedermann raucht, raucht jederzeit und bei allen Verrichtungen, ob er nun liest, schreibt, spricht oder reitet; nur auf den Straßen dürfen sie nicht rauchen. Ich ziehe jetzt eine Pfeife einer Cigarre vor, habe fast stets eine im Munde und habe z. B. auch aus einem mächtigen Meer Schaum geraucht, während ich dies niederschrieb. Ich frühstücke immer um 1/2 6, trinke eine Tasse Kaffee, rauche eine Pfeife und fahre mit dem „Wolkenbilden“ den ganzen Tag fort. Ich merke, ich werde dicker dabei. Ich befand mich niemals so wohl wie jetzt.“

Dann kamen die Mensuren an die Reihe, die draußen im „Kaiser“**) ausgefochten wurden; die Landsmannschaften, deren bedeutendsten die „Hannoveraner“, Bremer, Lüneburger und Westphalen sind. „Das letzte Mal, als ich im „Kaiser“ war, wurden etwa 16 Duelle im Laufe des Tages ausgefochten, von denen ich bei 10 zugegen gewesen bin. Im Großen

*) In der Besprechung von Nabenmarks Zimmer in „Morton's Hope“ heißt es: An der vierten Ecke des Zimmers war eine Pfeifensammlung arrangirt, die der Stolz des Eigenthümers war. Es waren ihrer vielleicht zwanzig in systematischer Ordnung angebracht. Die Köpfe waren aus Porcellan, sorgsam gemalt . . . Die Quasten waren lang und reich und von der Farbengattung einer jeden Landsmannschaft der Universität. Außerdem waren zu sehen ein halbes Duzend Meer Schaumköpfe der verschiedensten Art.

**) „Deutsches Haus“ an der Reinkhäuser Chaussee.

und Ganzen sind sie rechte Dummheiten (stupid affairs), die wahrscheinlich nirgends anders als eben in Deutschland vorkommen könnten. Aber es ist doch keine Kleinigkeit, so ein Duell auszufechten, wenn es auch selten vorkommt, daß ein Leben zerstört wird oder auch nur schwere Wunden herauskommen. Aber das Gesicht ist oft barbarisch zerstückelt und es ist thatsächlich fast eine Unmöglichkeit, einen Studenten zu treffen, der nicht zum mindesten eine oder zwei mächtige Narben im Gesichte hätte.

Bei den zwei Duellen, bei denen ich neulich zugegen war, wurde der eine Mann nicht sonderlich schwer an der Brust verletzt und der andere bekam eine Wunde, die sein Gesicht vom linken Auge bis zum Munde offen legte und aller Wahrscheinlichkeit nach die Schönheit seines Gesichtes für den Rest seiner Tage vergröbtern wird.*

Wie schon oben erwähnt, haben wir an dieser Stelle einen Auszug aus Motleys „Morton's Hope“ gegeben; unter Anderem kam dort auch eine Scene vor, in der Rabenmark (d. i. der frei nach dem Leben gezeichnete Bismarck) „antritt“, und dem gefährlichsten Schläger von Göttingen eine fürchterliche Abfuhr werden läßt. Es heißt in der Novelle: „Der Mügentrand war von dem wuchtigen Hiebe durchschnitten worden und eine tiefe und gräßliche Wunde zog sich vom Kopfe oben über die Schläfe und Wange herunter. Die ganze Seite des Gesichtes lag offen da.“ So die Novelle. Und dann erzählt sie weiter von einem sich unmittelbar daran schließenden zweiten Waffengang Rabenmark's, der diesmal seinen Gegner nur leicht verwundete aber doch abführt. — „Bah! Eine Kleinigkeit, aber genügend, um die Mensur zu entscheiden. Es ist wenigstens Ein“ Er gebraucht den landläufigen Studentenausdruck für eine *Wunde* von bestimmter Größe und Tiefe, aber *dieser* Ausdruck ist zu grob, um wiedergegeben werden zu können.**) Fißelberg's Secundant schritt auf sein Pflaster zu und betrachtete die Wunde, während Rosenstein die Brust bloßlegte. Eine lächerlich schraume zeigte sich, von der kaum das Blut geflossen, und da der Comment $1\frac{1}{30}$ Zoll vorschrieb, die Wunde aber nach erfolgter Messung sich als $1\frac{1}{10}$ Zoll lang herausstellte, wurde die Länge für genügend erachtet.“

Man vergleiche diese Stelle aus der Novelle mit dem, was Motley seiner Mutter von der Mensur schrieb, bei der er zugegen war, und man wird eine gewisse Verwandtschaft der beiden Stellen nicht ableugnen können. Es wird die Vermuthung nicht ganz von der Hand zu weisen sein, daß die im Briefe angezogenen Mensuren sich mit den Mensuren der Novelle decken. Höchst wahrscheinlich ist aber auch die Mensur des Novellenhelden Rabenmark eine Mensur Bismarck's gewesen. Bei dem innigen Verkehr, den dieser mit Motley pflegte, ist es sehr wahrscheinlich, daß sich diesem die Mensur seines Freundes so in's Gedächtniß prägte, daß er sie mit in die Novelle und auf seinen Helden Rabenmark übernahm.

Die Vermuthung wird noch verstärkt, dadurch, daß Motley in dem Briefe an seine Mutter erwähnt, daß der Fall bei einer Mensur vorgekommen sei, „die von Landsmannschaften ausgefochten wurde; die Hannoveraner und Bremer und Lüneburger und Westphalen waren los“. Rabenmark-Bismarck figurirt in der Novelle zwar als „Pommer“, aber er trägt in der Darstellung die Farben roth-blau-gold, d. i. die Hannoveranerfarben, und Rabenmark's Gegner ist auch in der Novelle ein Westphale.

Dann schildert Motley seiner Mutter die schöne Sitte der deutschen Studenten, Brüderschaft zu trinken, und endlich ihre Liebe und Begeisterung für die Musik.

„Die Deutschen sind sicherlich die musikalischste Nation der Welt. Es ist fast unmöglich, einen Studenten zu treffen,

der nicht tausend Vieler kann und zum mindesten ein Instrument spielt. Bei Tisch haben mir ein volles Orchester und in den öffentlichen Gärten ist einmal die Woche Concert. Die Deutschen kommen mir vor, als seien sie das liebevollste (most affectionate) und, — Du wirst es nicht glauben wollen, — das enthusiastischste Volk der Welt. Sicherlich aber sind sie unendlich fleißig und arbeitsam. Fast alle die Studenten befaßen sich meist mit ihren Studien, — bei Bismarck war das allerdings nicht der Fall! — der größte Theil von ihnen sogar außerordentlich fleißig; außerdem schreiben sie in den Collegien fast jedes Wort nach. Aber das Wesen dieser Studenten ist mir ein Labyrinth, aus dem ich meinen Ausweg nicht finden kann.“

Unterm 12. August schreibt Motley seinen Eltern wieder. Er will die seinen Eltern bereits angekündigte Fußtour nach dem Bodensee unternehmen.

„Die Ferien beginnen in 2 bis 3 Wochen; meine deutschen Unterrichtsstunden und die eine Vorlesung, welche ich hatte, sind zu Ende und heute um 1 Uhr mache ich mich zusammen mit einer Gesellschaft von 3 Studenten auf zu einer Fußtour nach Tirol, einem Theil der Schweiz und nach dem Rheinthale. Ich zweifle nicht daran, es wird Euch Genugthuung bereiten, daß ich Gelegenheit fand, durch diese Strecken zu wandern, wie ich es eben vorhab, d. h. wie ein deutscher Student und mit deutschen Studenten, und dabei den Haupttheil zu Fuß.“ Er verspricht seinen Eltern, ja wieder zum Semesterbeginn in Göttingen zu sein und fleißig zu studiren. Im vergangenen Semester habe er das in Folge seiner *mangelnden* Kenntnisse der deutschen Sprache nicht gekonnt. Aber er habe sich viel in Gesellschaft deutscher Studenten bewegt und so die deutsche Sprache sich angeeignet.

„Und nach dem nächsten Semester will ich nach München gehen oder nach Berlin, um dort meine Studien fortzusetzen. Ich werde mit einigen Professoren noch berathschlagen, welches die beste Universität für das Sommer- und für das Wintersemester ist, und demgemäß meine Anordnungen treffen. Für alle Fälle lohnt es sich nicht, noch lange hier in Göttingen zu bleiben, da die meisten Professoren, die einst Bierden der Universität waren, todt oder alt geworden sind (decayed), und die Stadt selbst ist sehr langweilig. Nichts destoweniger bin ich hier sehr gut aufgehoben. Ich habe mit einigen der deutschen Studenten sehr angenehme Bekanntschaft gemacht, habe mich bei allen möglichen Gelegenheiten unter ihnen bewegt, ganz wie einer von ihnen. Ich glaube, ich habe Euch in einem der letzten Briefe bereits von der Ceremonie des Schmollistrinkens oder Brüderschaftmachens erzählt. Es ist eine recht angenehme Weise, um Freundschaft zu schließen, und ich habe auch mit mehreren der besten Studenten hier schon Schmollis getrunken.“

Wenn ein junger Mann aus dem puritanischen Neu-England dem Schmollistrinken eine angenehme Seite abgewinnen kann, sich bei „allen möglichen Angelegenheiten“, also auch beim Rneipen unter die trinklustigen deutschen Studenten mischt, so ist das immerhin eine ganz anerkannterthe Leistung Seitens eines Yankee. Daß in Motley das Vorurtheil gegen deutsche Sitten und Anschauungen besonders ausgeprägt gewesen sei, läßt sich nicht behaupten. Unter hundert jungen Leuten, die aus dem Staate Massachusetts, noch dazu im Anfange des vorigen Jahrhunderts, nach Deutschland gekommen wären und hätten sehen müssen, daß Studenten ganze Abende bei Bier und Tabak sitzen, würden sicher 95 ganz entrüstete Briefe nach Hause geschrieben haben.

Mit wem Motley bekannt geworden ist, mit wem er Schmollis getrunken hat, das schreibt er seiner Mutter nicht. Wir wissen aber, daß Bismarck darunter war. Ferner gehörte zu der Gesellschaft Graf Reiserling (geb. auf Kabilen in Kurland, Zoologe und Botaniker; er nahm an der Meyendorff'schen Expedition zur Erforschung des europäischen Rußlands und weiteren Forschungsreisen in Süd-Rußland

*) Seiner Mutter gegenüber war Motley weniger prüde, als in der Novelle; er schreibt ihr: „Wenn es sich herausstellt, daß es ein „Anschiß“ ist, d. h. eine Wunde von bestimmter Länge und Tiefe, so büßt das Duell auf.“



Theil. Seit 1847 lebte er auf seinem Gute Raikull (Esthland); gestorben 1891 zu Dorpat.*) In der Motley'schen Correspondenz figurirt er immer unter seinem Kneipnamen „Flasch“. Der vierte am Kleeblatt war Baron Caniz.

Bismarck selbst schrieb über die Göttinger Bekanntschaft mit Motley wie folgt: „Ich traf ihn in Göttingen 1832, weiß aber nicht mehr genau, ob zu Ostern oder Michaelis. Er steckte mit deutschen Studenten viel zusammen, widmete sich aber dabei mehr dem Studium, als wir Corpsstudenten. Wiewohl er die deutsche Sprache noch nicht beherrschte, zog er doch durch seinen Witz, Humor und Originalität seiner Conversation an.“

Eines imponirte Motley in der Umgegend von Göttingen noch ganz besonders, — die Ruinen! Solche Reliquien aus altvergangenen Zeiten fand er in Amerika nicht, — man müßte denn die Dwellings der Indianer, wie solche u. A. noch im Central-Park von New-York gezeigt werden, ihnen an die Seite stellen wollen, — das war etwas ganz Neues für ihn; und die Sagen und Erzählungen, die sich an diese Stätten knüpften, machten einen lebhaften Eindruck auf seinen empfänglichen Geist, daß er sogar zu dichten begann. Seinen Eltern schreibt er unterm 12. August: „Es giebt fünf oder sechs verfallene Schlösser in der Umgegend von Göttingen, deren schönsten die auf dem Hardenberg und auf der Plesse sind, beides vollständig verlassene Ruinen, aber recht gut erhalten. Große Theile der Mauern stehen noch und dazu zwei Thürme, aber der Burggraben verschwindet unter Gebüsch und Gesträuch, die Jahrhunderte hindurch heranwuchsen, und inmitten des Burghofes wachsen mächtige Eichen. Das Schloß ist wahrscheinlich tausend Jahre alt und schon seit Jahrhunderten eine Ruine. Es wurde, wie alle diese deutschen Raubritterburgen, auf einem sehr hohen, steilen Hügel erbaut und war mit Wall und Graben, über den eine Zugbrücke führte, umgeben. Der Hügel hat auch heute noch seine ursprüngliche Steilheit; meine Muskeln hätten das auch noch einige Tage nach dem Ersteigen bezeugen können. Die tiefen Kellergewölbe sind auch noch erhalten, wo eine Menge Rheinwein eingelegt wurde. Das Verließ und die Wachtthürme mit ihren tiefen Schießscharten und Wendeltreppen stehen noch.“

„Auch die große Halle wird noch ihrem gebrochenen und grasbedeckten Gemäuer angedeutet; eine mächtige Feuerstätte findet sich an der Wand, zur Hälfte überdeckt von den Zweigen der Bäume, die friedlich Besitz von der Bankethalle der Grafen von Plesse ergriffen haben. Ich kann mir vorstellen, daß die letzte Gesellschaft, die da rund um den Herd herum saß, etwas in Verwunderung gerathen würde, wenn sie wieder an ihre alte Heimstätte käme und sehen würde, welsch einen frischen Vorrath von Holz sie so nahe bei der Hand hätte.“

„Ich habe Euch eine recht dürftige Schilderung von dieser Ruine gegeben, und ich werde nun deren tausendmal interessantere am Rhein sehen. Aber die Wirkung, die diese erste „Antiquität“ in meinem Denken vollbrachte, war so sinnverwirrend, daß dieses sich für eine Zeit erhitzte und schließlich in eine unangenehm lange Ode nach deutscher Art verdampfte, mit der ich indessen das Porto für diesen Brief nicht erhöhen will.“**)

*) Vgl. Graf Alexander Reyslerling, ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt u. s. w. 2 Bände. Berlin 1902, und Sonntagsblatt zur Vossischen Zeitung vom 19. October 1902. (I. S. 33.)

Genauer gesagt: Lothar Bucher, sein Secretär. Der Verfasser der Memoiren hatte sich an den Fürsten gewendet mit der Bitte, dieser solle einen kleinen Beitrag zur Biographie seines Jugendfreundes liefern. Der Kanzler lehnte das mit Rücksicht auf den Stand seiner Gesundheit und Geschäftüberhäufung ab. Bucher hatte die Bekanntschaft Motley's in Paris gemacht, wohin Motley zur Feier der Silberhochzeit Bismarck's gekommen war, und theilte dann seinerseits dem Verfasser der Memoiren einige Details mit, die er vom Fürsten gehört hatte.

***) Auch in der Novelle „Morton's Hope“ findet der Plesse Erwähnung. „An einem sonnigen Nachmittage im Juni hielten wir, von Leipzig

Den künftigen Historiker zog damals schon das Historische an.

Motley schließt den Brief mit der Bemerkung, daß er noch einiges zu beschreiben hätte, was für die Art der deutschen Studenten sehr bezeichnend wäre, vor allem die „Landsmannschaften“ und die Ceremonie des „Landesvaters“. Das aber wolle er sich auf später versparen.

Dann trat Motley seine Reise an. Einen Bericht davon hat er zweifellos seinen Eltern gesandt. In der veröffentlichten Correspondenz ist er nicht enthalten. Der nächste Brief datirt vom 25. November 1832. Er zeigt seinen Eltern an, daß er für das Sommersemester nach München gehen wolle. — Motley's Landsleute und Freunde, King und Amory Coffin gingen ebenfalls dorthin, im Winter will er dann nach Berlin, „weil Savigny, der gefeiertste Jurist Deutschlands, nur im Winter liest; und ihn zu hören, und unter allen Umständen, das hat mir Jedermann gerathen“. Wenn er dann auch das Semester in Berlin hinter sich habe, d. i. 1. April 1834, hoffe er das Civilrecht ziemlich gründlich zu kennen; und dann?

Mit dem Semester in München scheint es doch nichts geworden zu sein; Motley scheint sich im kleinlichen Göttingen bei seinen angenehmen deutschen Bekannten wohl gefühlt zu haben. Er ging erst gleichzeitig mit Bismarck und mit Reyslerling im Wintersemester 1833/34 nach Berlin.

„Im Herbst 1833 verzogen wir beide von Göttingen nach Berlin,“ so erzählt Bismarck, „um dort unsere Studien fortzusetzen, und wohnten zusammen in Friedrichstraße 161. Wir lebten auf dem denkbar vertrautesten Fuße, aßen zusammen und theilten auch unser Leben außer dem Hause miteinander. — Motley hatte sich um diese Zeit die deutsche Sprache angeeignet. Er beschäftigte sich nicht allein mit einer Faustüberetzung, sondern versuchte sich sogar in deutschen Versen. Ein enthusiastischer Bewunderer von Shakespeare, Byron und Goethe, spielte er seine Unterhaltung reichlich mit Stellen dieser Lieblingsdichter. Er liebte es, Erörterungen anzustellen, so zwar, daß er oft auf mein Erwachen lauerte, um die Unterredung über irgend einen Gegenstand der Wissenschaft, der Dichtkunst oder des praktischen Lebens wieder aufzunehmen, das wir in später Abendstunde abgebrochen hatten. Aber bei solchen Auseinandersetzungen verlor er nie seine weiche, liebenswürdige Gemüthsart. Unser treuer Gefährte war Graf Alexander Reyslerling, ein Kurländer, der als Botaniker sich einen Namen gemacht hat.“

Im Laufe des Jahres 1835 kehrte Motley nach seinem Vaterlande zurück, um dort das Studium der Rechte wieder aufzunehmen. Im Jahre 1839 erschien „Morton's Hope“, sein Erstlingswerk, das ein vollendetes Mißerfolg war. Auch nicht eine einzige ermutigende Recension brachte es ihm ein.

In einem in der New-Yorker Staats-Zeitung (12., 19. 26. Januar 1902) erschienenen Auszuge aus „Morton's Hope“ wurde auf Momente hingewiesen, daß der Held eines Theiles der Novelle frei nach dem Studiosus Otto von Bismarck gezeichnet ist. Sehr interessant ist das Urtheil von Motley's intemim Freunde und Biographen, Dr. Wendell Holmes. Dieser sagt: „Ich will nicht gerade sagen, daß ich Motley im Verdacht habe, in einer der Personen seiner ersten Novelle

herkommend, in Einbeß, um Pferde zu wechseln. Das ist die letzte Poststadt vor Göttingen. Von Einbeß nach Göttingen führt der Weg durch ein Thal, das von Hügeln in malerischer Anordnung eingefast ist. Diese bilden die Vorposten des großen Gebirgszuges Harz, der zur rechten Hand zu ziemlicher Höhe aufsteigt, mit dem geisterhaften Brocken als höchstem Punkt. Als wir uns dem Endziele der Reise näherten, passirten wir zur Linken die verlassene und verfallene Ruine Hardenberg, ein wenig später die verfallenen und romantischen Trümmer des Schlosses Plesse, die mit Gras und Dornen überwachsen und in reichen Blatterschmuck gehüllt, von einem benachbarten Hügel auf uns herniederchaute.“ (Von 5—6 Ruinen, von den Motley spricht, kenne ich nur vier: Hardenberg, Hausstein, Plesse und Palzgrone. Vielleicht hatte Motley noch die „Gleichen“ im Auge.)

Bismarck porträtirt zu haben; aber es ist nicht schwer an dieser Gestalt Züge nachzuweisen, welche, — wir dürfen das annehmen, — dem großen Kanzler in einer früheren Phase seines Lebens zu eigen waren, als in derjenigen, in welcher die Welt die alles überragenden Größenverhältnisse dieses Mannes sah.“ Hätte Dr. Holmes in Göttingen studirt, würde er gehört haben, was man sich dort als Thaten Jung-Bismarck's erzählt, und hätte er dann gefunden, was Motley seinem Selben andichtet, — er hätte das obige Urtheil zweifellos viel bestimmter gefaßt. Wir haben hier Auszüge aus der Correspondenz Motley's an seine Eltern gegeben und Veranlassung genommen, Theile aus der Novelle dieser Correspondenz gegenüber zu stellen. Der Vergleich hat gezeigt, daß unzählige gegenseitige Anhaltspunkte bestehen. Was Motley in Göttingen sah, an Eindrücken empfang, seinen Eltern berichtete, das kehrt in der Novelle wieder, vielfach mit denselben Worten. Und im Morton haben wir keinen anderen zu suchen, als Motley selbst. Er war in seiner Jugend ein lesebegieriges Menschenkind gewesen, das verschlang, was ihm vor die Hände befam. Von Zeugen aus seinen Studienjahren finden wir das bestätigt.

Daß er dichterische Neigungen besaß, sie sogar in deutscher Sprache bethätigte, wissen wir von Bismarck und von ihm selbst. Denn er theilt seinen Eltern mit, daß der Besuch der Ruine Blesse ihn zu einer Ode begeistert habe.

Bismarck und Motley sind bekanntlich in ihrem späteren Leben öfter zusammen getroffen, und haben die in Göttingen geschlossene Freundschaft gehalten und sind zeitlebens Freunde geblieben. Das Hauptthema, wenn sie sich trafen, scheint das Gespräch über die gemeinsamen Studentenjahre gewesen zu sein. So schreibt wenigstens Motley's jüngste Tochter*): „Wenn Bismarck und mein Vater immer zusammen waren, so schienen sie die fröhlichen Tage wieder durchzu- leben, die sie als Studenten zusammen verbracht hatten, und der Anekdoten ihrer jugendlichen Streiche (frolics), die Bismarck zum Besten gab, waren sehr viele.

Damit endigen die Mittheilungen, die wohl dazu angehan sind, ein neues Licht auf Bismarck's Göttinger Studentenzeit zu werfen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ordnung muß sein!

Ich besuchte einmal einen Freund in seiner Wohnung und traf ihn, vergraben unter Stößen von Papieren, an. „Was machst Du denn da!“ rief ich erstaunt aus.

„Meine Privatcorrespondenz will ich ordnen,“ antwortete er.

Ich wunderte mich, wie ein Mensch eine solche Menge von Privatbriefen haben könne, und da meinte er, wenn ich einmal in sein Alter gekommen sein würde, so dürfte ich nicht weniger haben, vorausgesetzt, daß ich gleich ihm Alles aufhebe.

„Aber wozu Alles aufheben? Was nicht von Werth ist, vernichte ich sogleich.“

„Wie kannst Du aber wissen, was von Werth ist? Kann nicht etwas, das Anfangs ganz werthlos erscheint, später eine Bedeutung erlangen?“

Da hatte er Recht. Dergleichen ist mir schon öfters vorgekommen. „Und dann sind diese Briefe nun einmal ein Theil von uns. Vernichten wir sie, so werfen wir gleichzeitig ein Stück von unserm Leben über Bord.“

„Kann schon sein, daß es besser, ist Alles aufzuheben,“ sagte ich zustimmend.

„Aber mit dem Aufheben ist es nicht gethan. Man muß sie auch ordnen, sonst findet man nicht, was man gerade braucht, und das wird immer schwerer, je mehr sich das Zeug anammelt. Früher hatte ich Alles nach Jahrgängen zusammengebunden, aber das genügt nicht

*) Holmes a. a. D. S. 108f.

mehr. Mein Gedächtniß läßt mich im Stich. Deshalb habe ich mich entschlossen, ein anderes System einzuführen. Ich will die Briefe nach ihrem Charakter in eine Anzahl von Gruppen einteilen und die Classification nach Jahrgängen nur als Unterabtheilung beibehalten.“

Ich ließ den Freund allein, um ihn nicht in seiner Arbeit zu stören, und nach einigen Tagen, als ich ihn zufällig wiedertraf, fragte ich ihn über das Gelingen seiner Arbeit aus.

„Gut ist es gelungen,“ sprach er freudig bewegt, „nun finde ich Alles auf den ersten Griff.“

Mehr als ein Jahr verging, ehe wir uns wiedersehen. Ich kam auf sein Zimmer und traf ihn wieder an seinen Briefen arbeitend.

Auf meine stumme Frage erklärte er mir: „Es ist so schwer Ordnung zu schaffen. Anfangs ging Alles gut, nun aber finde ich erst recht nichts mehr.“

„Wie ist das möglich?“ fragte ich erstaunt.

„Ganz einfach. Eine große Anzahl von Briefen ließ sich überhaupt nicht in ein bestimmtes System bringen. Ich vereinte sie unter Vermischtes. Andere wiederum paßten ihrem Charakter gemäß gleichzeitig zu mehreren Gruppen; meine Ausfortirung war also willkürlich. Anfangs genirte das nicht, weil ich noch frisch im Gedächtniß hatte, wie ich in jedem einzelnen Falle verfahren war; später aber ließ mich mein Gedächtniß im Stich. Nun habe ich mir ein neues System ausgedacht“ . . .

Der Fall meines Freundes scheint mir ein wenig auf unser ganzes Leben und unsere Art, Ordnung zu schaffen, zu passen. Nicht nur die Dinge ordnen wir, auch die Menschen selbst müssen sich gefallen lassen, sortirt, numerirt und registrirt zu werden. Aber Menschen sind noch schwerer in eine bestimmte Ordnung zu bringen als Briefe, und die Fehler, die in dieser Hinsicht gemacht werden, bilden dann ein Theil von dem, was wir gemeinhin Unzufriedenheit und Elend nennen.

Doch: Ordnung muß sein!

Ich erinnere mich, daß ich einmal an einem Standesamt vorbeiging, vor dem viele Leute standen, die das Brautpaar erwarteten. Endlich kam es heraus. Er mochte zwischen 50 und 60 sein, ein Mann in eleganten Kleidern, aber mit einem abstoßenden, thierischen Gesicht, sie, ein noch junges Ding, vielleicht kaum 20jährig. Sie schien vollkommen theilnahmslos zu sein. Die Zuschauer zischelten und spöttelten und raunten sich allerlei Erbauliches zu. Die Leute fühlten offenbar, daß hier eine unordentliche Sache ganz ordnungsgemäß verlief. Aber was ist dagegen zu machen? Der Standesbeamte mußte sie als Mann und Weib registriren und der Pfarrer, zu dem sie nachher fuhren, schließlich auch. Ordnung muß sein!

Ein andermal sah ich, wie ein noch blutjunges Ding, die Augen zu Boden gesenkt, neben einem Schußmann ging. Eine ganz alltägliche Sache, die man in der Großstadt sehr oft beobachten kann. Auch da gafften die Leute wieder, spöttelten und raunten sich erbauliche Dinge zu. Dieses arme Menschenkind hatte sich gegen die Ordnung vergangen. Das, was es verbrochen hatte, ist ja erlaubt, aber sie hätte sich vorher registriren lassen müssen, und das thut gewöhnlich keine. Nun wird das nachträglich besorgt. Ob das arme Ding in Folge einer Veranlagung so gebackelt oder nur gefehlt hat, weil es vorübergehend in Noth war? Ob aus dem armen Wesen, wenn es nicht unserem Ordnungssinn zum Opfer gefallen wäre, nicht vielleicht ein braves Weib, eine gute Mutter geworden wäre, das kann und darf der Schußmann nicht wissen und der Richter auch nicht. Wir haben eben nur zwei Fächer dafür: Ehe — Alles gut, so lange es nicht zum Bruch kommt, auch wenn es nur um's Geld geht, das Andere — Alles schlecht und strafwürdig um's bare Geld und ohne Erlaubniß. Ordnung muß sein!

Einmal stand ich im Herbst bei einem Casernenhof und sah zu, wie man Rekruten drüllte. Viele Andere saßen auch zu. Es ist doch zu drollig, wie dumm sich die Kerle stellen, und welche Mühe macht es doch, ihnen Ordnung beizubringen. Und wie viel Mühe ist vorher schon aufgewandt worden, um aus dem zur Verfügung stehenden Material das auszusuchen, was die Mühe der Ausbildung verlohnt! Aergste und erfahrene Kriegsmänner sahen sich die Leute an. Da wurde gemessen, befühlt, behorcht, beguckt, und endlich war es glücklich so weit. Man hatte die Besten der Nation, sofern die körperliche Beschaffenheit in Betracht kommt, ausgewählt. Treten dann die Leute an, dann sieht man freilich, daß die Wahl nicht in allen Stücken glücklich gewesen ist. Was der Eine spielend in einem halben Jahre weg hat, lernt der Andere in zwei oder drei Jahren nicht, und wenn sie auch auf Commando alle den linken Fuß vorstrecken lernen — in Wirklichkeit sieht es doch anders aus. Mancher ist in ein falsches Fach einregistrirt und bleibt zum Aergder der Anderen und zu seiner eigenen Dual darin, weil er nun einmal einfokirt ist. Und besonders, wenn man auf den kriegerischen Geist hin sortiren wollte! Wie Viele gingen nicht schon in Friedenszeiten lieber zu Mattern heim — und erst im Krieg. Wie Viele blieben am liebsten daheim, gehen aber mit, schreien Hurrah, lassen sich erschleppen, weil sie sonst erst recht erschossen würden, während daheim eine Menge von Staatskrüppeln glühenden Auges die Nachrichten vom Kriegsschauplatz verfolgt und unglücklich ist, nicht mitthun zu können. Aber was soll man machen? Ordnung muß sein!

Ein anderer Fall! Es ist kein Zweifel, unsere und schließlich jede Kultur braucht sowohl den Mann, der die Feder, wie auch den, der den Spaten führt. Darüber kommen wir nun einmal nicht hinaus, in der